



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen einer Lehrerin : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bedenken,*) war gleichfalls nicht von Anfang an da. Interessant ist es aber zu bemerken, wie diese Ausbildung elegischer Partien so weit geht, daß sie, zunächst um des Gegensatzes willen geschaffen, ihrerseits wieder nach kräftigerem Gegensatz rufen, und Beethoven, um den Grundcharakter zu wahren, nun auch die eigentlich heroischen Elemente wieder verstärkt und vermehrt. So sind die dem zweiten Thema unmittelbar folgenden so wirksamen Synkopen erst entstanden, als dessen Wendung in Moll beschlossen war. Schritt auf Schritt können wir also verfolgen, wie ein Glied aus dem andern hervorstößt, das eine das andre begründet, und das Ganze sich nach innern, streng logischen Gesetzen langsam aufbaut.

(Schluß folgt)



Erinnerungen einer Lehrerin

(Schluß)



Das Ideal eines Lehrers mit seinen Charakter- und Geistes-eigenschaften steht ja fest, darum will ich hier einmal von der Bedeutung der äußern Erscheinung einer Lehrerin reden, obgleich viele denken werden, daß dies doch eben eine recht äußerliche und damit unwichtige Sache sei. Vielleicht gelingt es mir, vom Gegenteil zu überzeugen. Man darf eben nicht vergessen, daß Kinder stark für Außerlichkeiten empfänglich sind und auch scharf auf diese achten. Leider bedenken dies viele Volksschullehrerinnen noch viel zu wenig, denn sonst könnte man nicht so unpassende Erscheinungen auf den Kathedern und den Schulhöfen sehen. Die Gestalten der verschroben aussehenden alten Jungfer, wie man sie noch in meiner Schulzeit unter den Lehrerinnen finden konnte, sind glücklicherweise ausgestorben. An Verschrobenheit leiden unsre ältern Lehrerinnen nicht mehr. Im Gegenteil fällt es mir immer wohlthuend auf, welchen frauenhaften, mütterlichen Eindruck unsre vierzig- bis fünfzigjährigen Lehrerinnen machen. Die ältern Kolleginnen hat das Amt schon erzogen, von denen brauche ich hier nicht zu reden (Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel). Es sind gerade die jüngsten, die es nicht verstehen, ihr Außeres in würdigen Einklang mit der Volksschule zu setzen. (Ich spreche jetzt immer nur von der Volksschule, denn für eine Lehrerin an einer höhern Mädchenschule gelten zum Teil andre Regeln.) Wenn ein Lehrer mit Recht von einer „Vertreterin“ sagen kann: „Der sollte man doch einen Meter Stoff für ihren Ausschnitt schenken,“ so ist das ein schlimmes Zeichen. Wie eine echte Hausfrau nicht eine unsauber gewordne hellseidne Bluse im Hause bei häuslichen Arbeiten auftragen, sondern ein dazu passendes, sauberes Hauskleid wählen wird, so darf auch eine Lehrerin nicht in den Fehler verfallen, solche Garderobestücke in der

*) G. Kreisshmar im Führer durch den Konzertsaal (I, 3. Aufl., Leipzig 1898, S. 142), dessen tiefgründige Einführung in den Geist des Werkes man zu obigem vergleichen möge.

Schule auftragen zu wollen. Wie jede Hausfrau ihr Hauskleid, so müßte jede Lehrerin ihr „Schulkleid“ haben. Das heißt ein tadellos saubres, dunkles, ganz unauffällig gearbeitetes Kleid ohne Spitzen, Bänder usw. Ich meine, daß man seinen Kindern durch Einfachheit ein gutes Beispiel geben muß, denn unsre Mädchen, deren größere Schwestern Verkäuferinnen sind, und die selbst zum größten Teile diesen Beruf wählen werden, sind nur allzusehr für Fuß und Tand empfänglich.

Das Schulkleid hat auch über der Mode zu stehen, mag diese auch zum Beispiel eine Schleppe vorschreiben, in die Schule gehört ein fußfreier Rock. Denn jeder andre sieht bei unsrer unglaublichen Staubentwicklung schon nach einer Stunde widerlich schmutzig aus, da wir noch immer nicht ein tägliches nasses Aufwischen der Klassen oder einen Flanstrich der Fußböden erlangt haben. Die modernen Ärmel, bezeichnend Saucentifcher genannt, verbieten sich ebenfalls von selbst, denn ich möchte wissen, wie ein solcher Ärmel aussehen würde, wenn man an der Wandtafel mit Schwamm, Lappen und Kreide zu tun gehabt hat.

In den sächsischen Schulen ist den Mädchen während der Schulzeit das Tragen eines Korsetts verboten; diese vernünftige Maßnahme sollten auch die übrigen Staaten treffen. Selbstverständlich muß die Lehrerin den Kindern mit gutem Beispiel vorangehn. Da der Staat den Telephonistinnen zum Beispiel eine bestimmte Tracht vorschreibt, warum sollte er da nicht eine solche Vorschrift auch bei den Lehrerinnen durchdrücken können? Ist die Lehrerin selbst vernünftig angezogen, so kann sie in den vereinzelt auftretenden Fällen, in denen trotzdem mit der Torheit des Korsetttragens angefangen wird, sie sehr rasch unterdrücken, ohne auf allzugroßen Widerstand bei den Müttern zu stoßen.

Besitzt man für jede Jahreszeit ein entsprechendes Schulkleid, dann vermeidet man auch, der Gegenstand neugierigen Beguckens durch die Kinder zu werden, die sich für jeden Wechsel in der Kleidung lebhaft interessieren und ihre Bemerkungen darüber machen. Da das Kleid außerhalb der Tagesmode steht, so kann es auch nicht „unmodern“ werden, darum trage ich es denn auch mit der größten Gemütsruhe drei bis vier Jahre. Ich scheue mich auch durchaus nicht, ja ich tue es sogar mit Absicht, gelegentlich einen Flicker in den Ellbogen zu setzen. Denn dadurch kann ich erstens den Kindern zeigen, wie man einen Flicker einsetzen muß, und zweitens, daß ein geflickter Ärmel keine Schande ist, daß dagegen Löcher im Ärmel sich nicht mit einem ordentlichen Mädchen vertragen. Bei meinen Mitterabenden sagte mir eine Mutter: „Fräulein, es ist so gut, daß Sie auch auf solche Sachen achten, meine Ella wollte zuerst ein geflicktes Kleid nicht mehr in die Schule anziehen, seit sie aber gesehen hat, daß Sie auch einen Flicker tragen, ist sie ganz vernünftig geworden.“ Außerdem kann man den Kindern durch ein langes Tragen eines Kleides beweisen, daß es billiger ist, einmal einen guten und teuren Stoff zu kaufen, als weniger Geld für einen schlechten Stoff auszugeben, der schon nach kurzer Zeit unbrauchbar wird, sodas wieder Neuausgaben entstehn. Ferner bringt man den Mädchen auch durch das Schulkleid anschaulich die Lehre bei, daß man ohne gerade „modern“ doch gefällig angezogen sein kann.

Schließlich gebot mir auch das Interesse für meine Familie die Wahl eines solchen Kleides, denn alle in der Schule getragenen Sachen nehmen den berühmten Schulduft an, der für nicht daran gewöhnte Nasen höchst unangenehm ist. Ferner gebietet es auch die Vorsicht, ganz abgesehen von der Reinlichkeit, sich sofort nach der Schule vom Kopf bis zu den Füßen umzuziehen, wenn man seine Angehörigen nicht durch Krankheitsstoffe gefährden will. Ich habe in meiner Klasse drei Kinder mit nachgewiesener Lungentuberkulose und eine Schülerin, die an beiden Händen und Armen mit Knochentuberkulose behaftet ist! Wieviel Bazillen setzen sich da wohl in der Kleidung fest! In den Unterklassen habe ich öfter Kinder nach Hause geschickt, die Masern, Scharlach oder Diphtheritis hatten.

An dieser Stelle möchte ich auch einfügen, daß ich es für unbedingt nötig halte, daß jede Lehrerin, solange das Seminar noch nicht dafür sorgt, wenigstens zur Erlangung notdürftiger Kenntnisse einen Samariterkursus durchmacht, denn solange wir noch nicht Schulärztinnen haben, muß die Lehrerin auch in Krankheitsfällen Helferin des Elternhauses sein. Wenn man die Vorboten der Kinderkrankheiten kennt, so wird man ein solches Kind, das darunter leidet, gerecht behandeln und nicht über plötzliche Faulheit außer sich geraten. Oft müssen wir auch helfend eingreifen, wenn manche Eltern eine jeder Beschreibung spottende Quackalberei anwenden. Ich habe zum Beispiel folgenden Fall gehabt: Ein Kind hatte sich mit der Sichel geschnitten; nachdem ich mir die Wunde angesehen hatte, forderte ich es wiederholt auf, zum Arzte oder in die Klinik zu gehn. Es antwortete mir: „Meine Mutter sagt, es wäre nicht nötig, sie könnte das allein behandeln.“ Da die Hand täglich einen reinen Verband zeigte und uns, wie schon erwähnt, die Arbeit oft über dem Kopfe zusammenschlägt, so hatte ich mehrere Tage lang die Wunde nicht gesehen. Eines Morgens sieht das Kind entsetzlich elend aus, klagt über heftige Schmerzen in der Hand, ich wickle den Verband ab und sehe, daß hier eine Blutvergiftung vorliegt. Ich schickte das Kind nun sofort in die Klinik, wo ihm der halbe Finger abgenommen wurde. Der Arzt ließ mir bestellen, wenn das Kind einen Tag später gekommen wäre, dann hätte die Hand, ja vielleicht der Arm amputiert werden müssen. Allerdings darf man auch in solchen Fällen Ausstritte mit den Eltern nicht scheuen, denn ich kann mich öfter des Gefühls nicht erwehren, daß es diesen nicht nur kein Schmerz, sondern ganz lieb ist, ein Kind zu verlieren. Als ich es einmal auch für nötig befunden hatte, ein Kind direkt von der Schule aus in die Klinik zu schicken, kam die Mutter wutschnaubend zu mir und bereicherte meinen Wortschatz an seltsamen Ausdrücken ungemein, besonders war mir folgender sprachwissenschaftlich interessant: „Sie haben ja kein Recht, meen Kind uffn Rade rumzujochen!“

In unsern großen Schulgetrieben kommen auch mehr Verletzungen vor, als man denkt, und es gibt ja noch immer Lehrer und Lehrerinnen, die den Kopf verlieren, sobald sie Blut sehen. Da man meine Kaltblütigkeit in solchen Fällen kennt, so habe ich schon manches Loch, das sich ein Kind auf dem Schulhofe zuzog, ausgewaschen und verbunden. Ich erinnere mich, nur einmal mit einem Schwächegefühl gekämpft zu haben, als sich ein Kind beim

Durchstoßen einer Fensterscheibe mit dem Kopfe die Unterlippe bis zum Kinn völlig losgetrennt hatte, und mir das Blut stromweise über die Hände lief. Ich finde es viel schwerer, bei Krämpfen, epileptischen Anfällen, Ohnmachten usw. das Richtige zu treffen. Doch nach diesem Abschweifen wieder zu den „Außerlichkeiten“ zurück.

Nach der Frage der Kleidung muß auch die der Haartracht berücksichtigt werden. Es gibt ja leider immer noch Frauen, und demnach auch Lehrerinnen, die sich jedes halbe Jahr, wenn sich irgendein Pariser Friseur etwas neues ausgedacht hat, genötigt fühlen, diese Haartracht nachzumachen, unbekümmert darum, ob sie zu ihrem Gesicht, ihrer Kopfform usw. paßt. Die Lehrerin sollte aber über diesen Narheiten stehn, denn sonst kann sie den Mädchen der Oberklassen nicht verbieten, ihr Haar in den krassesten Frisuren zu tragen. Ich verlange von allen meinen Kindern, daß sie das Haar glatt zurückstreichen, es in einen Zopf flechten, und wenn dieser zu lang wird, ihn aufstecken. Natürlich gehe ich mit gutem Beispiele voran und trage mein Haar seit fünf Jahren unverändert. Aber zur Zeit der „Zwiebelknoten“ trugen auch Lehrerinnen diese, dann kam die Periode, in der das Haar im Genick getragen wurde — schleunigst wurde das nachgemacht. Jetzt ist die Mode der „Wülste“ über den Stirnen, die ja jedem gefunden Schönheitsgefühl ins Gesicht schlägt, aber auch diese kann man unter Lehrerinnen bewundern. Man öffne den Kindern die Augen für die Formen und sage ihnen, daß sich jeder nach seinem Gesicht, aber auch nach seinem Stande richten muß. Denn was bei einer „Salondame“ vielleicht gut aussieht, gibt den Gesichtern unsrer Mädchen einen gemeinen Ausdruck, sie sehen dann schon in der Schule Fabrikmädchen usw. verzweifelt ähnlich.

Auch über Schmucksachen einige Worte. Trägt man selbst Ringe oder Armbänder in der Schule, so wird man diese auch bald (in unedeln Metallen natürlich) an den Kindern bemerken und sich nicht wundern dürfen, wenn diese für die Stunden willkommenes Spielzeug bieten. Mich hat wenigstens die Erfahrung gelehrt, meine Ringe erst nach der Schule anzustecken. Zur Arbeit gehört kein Schmuck. Am besten trägt man auch die Uhr an einer Schnur, jedenfalls gehören, wenn man sich von der Kette nicht trennen will, keine Verlocks daran. Daß man sich auch in seinen Bewegungen, Angewohnheiten usw. genau kontrollieren muß, brauche ich nicht erst zu sagen, denn jeder weiß ja, wie Kinder ihre Lehrer und Lehrerinnen zu parodieren pflegen, und wie treffend deren Spitznamen oft gewählt sind.

Das äußere Auftreten der Lehrerin muß auch durchaus einwandfrei sein, denn man ist auch außerhalb der Schule unter ständiger Beobachtung der Kinder. Wo man keinen Schritt auf der Straße tun kann, ohne von Kindern begrüßt zu werden, da muß man eben alles vermeiden, was von den Kindern falsch ausgelegt werden könnte. Vor allen Dingen alles das, was nach Koketterie aussieht, auch das gewisse Etwas, das manche Frauen in ihrem Benehmen haben, wenn sie in Gesellschaft von Männern sind. Ich habe schon manche Bemerkung von größern Mädchen über jüngere Lehrerinnen gehört, die keineswegs ganz unrichtig waren. Ich habe immer noch Zeit zum Radeln und zum Tennisspielen gefunden und bin trotz aller Vorsicht recht vergnügt ge-

wesen. Harmlose Fröhlichkeit wird man keiner Lehrerin verdenken. Auch die Liebe und die Schule vertragen sich miteinander, das beweisen viele Bräute unter den Lehrerinnen, die oft jahrelang bis zu ihrer Hochzeit vorzüglich ihre Pflicht tun. Bei den Männern findet man es ja selbstverständlich, daß sie den Beruf nicht durch private Gefühle vernachlässigen, warum sollten es die Frauen ihnen nicht gleich tun können? Und der Beruf der Lehrerin ist noch lange nicht die schlechteste Vorbereitung auf die Ehe.

Worte und Taten der Lehrerin müssen natürlich immer im Einklang stehen. Nach den neuen Verfügungen soll auf die Schädlichkeit des Alkohols im Unterrichte schärfer als bisher hingewiesen werden. Wer nun in diesem Sinne die Alkoholfrage behandelt hat, darf dann auch allen alkoholhaltigen Getränken nur mäßig, am besten gar nicht zusprechen. Der Lehrer, der auf Schulspaziergängen selbst Bier trinkt, kann es auch nicht seinen Kindern verbieten und macht dadurch seinen Unterricht selbst wertlos. Versucht man die Kinder zu lehren, ihre freie Zeit zu guten Erholungen und Vergnügungen anzuwenden, hat man gegen die Varietétheater usw. gesprochen, so darf man natürlich selbst nicht dorthin gehn. Ich habe einmal großes Erstaunen bei meinen Kindern hervorgerufen, als ich ihnen sagte, daß ich noch niemals in dem Varietétheater unsrer Stadt gewesen wäre. Wissen die Kinder, daß die Worte der Lehrerin nicht nur leere Rederei sind, so nehmen sie sie auch auf und beherzigen sie. Mir sagte eine Mutter: „Fräulein, unsre Kinder kriegt mer jar nich mehr zum Biertrinken, da kann mer dreiste sagen, willst mal nen Schluck?“ Aus solchen Bemerkungen sieht man dann zu seiner Freude, daß man nicht umsonst gearbeitet hat.

Auch im Verkehr mit den Kollegen und Kolleginnen muß man sich jederzeit bewußt bleiben, daß man von den Kindern beobachtet wird. Mißstimmungen untereinander sollten möglichst vermieden werden; kommt es einmal zu Meinungsverschiedenheiten, so muß man sie möglichst lautlos abmachen, denn man bereitet den Kindern natürlich ein Fest damit, wenn sie einen Streit ahnen. Das gemeinsame Arbeiten mit den Lehrern ist nicht leicht und führt zu manchen Unzuträglichkeiten und ärgerlichen Situationen. Das Gemeinsame ist oft nur die Arbeit, verschieden dagegen sind die ganze Erziehung, die Vorbildung und die Lebenskreise und die Lebensauffassung. Hier sollen zwei verschiedene Gesellschaftsklassen im täglichen Verkehr ohne Reibung miteinander auskommen! Denn noch gehören viele Volksschullehrerinnen den ersten Kreisen an, während sich die Lehrer aus dem Kleinbürgerstande rekrutieren. Ich habe die größte Hochachtung vor der Arbeit und dem Streben der Lehrer, aber das hat mit meiner Ansicht vom Standesunterschiede, trotz des scheinbar gleichen Standes, nichts zu tun. Man hat im Reichstage gesagt: „Es ist nicht recht, daß man seine Töchter einen Beruf wählen läßt, der für die Söhne nicht standesgemäß ist.“ Es liegt viel Wahrheit in diesen Worten. Hört man zum Beispiel die Kollegen über das Heer schimpfen und über die Offiziere wigeln, so empört sich das Blut der Lehrerinnen, deren Väter, Brüder und Verwandte Offiziere sind. Man schließt sich eben dann an die an, die gleichen Kreisen angehören, und zieht sich mehr von denen zurück, die dafür kein Verständnis haben. Da-

durch kommt aber sehr leicht eine gewisse Spannung in den Verkehr, die noch durch das Fehlen dessen, was man sich aus „einer guten Kinderstube“ mitbringt, verschärft wird. Im Anfang ist man über den Mangel an Formen oder ihre Nichtbeachtung der Lehrerin gegenüber einfach sprachlos. Zum Beispiel bekommt man einen achtungsvollen Gruß nur ausnahmsweise. Die Lehrer grüßen sich untereinander selten durch Hutabnehmen im Schulhause, noch weniger die Lehrerinnen.

Obgleich man oft genug von Lehrern die Worte: „Das schwache Geschlecht,“ „Lange Haare und kurzer Verstand,“ „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“ nach Möbius usw. hören kann, wird es keinem von dem „starken Geschlecht“ einfallen, etwas Schweres oder Unangenehmes den „schwächern“ Lehrerinnen abzunehmen. Die Ritterlichkeit fehlt eben ganz. Die schlechtesten Klassen, die unbequemsten Lehrpläne, die „fliegenden“ Klassen usw. finden sich fast ausnahmslos in den Händen der Lehrerinnen. Auch ist es für eine junge Lehrerin nicht leicht, die oft plumpen Komplimente, zu denen sich öfter unverheiratete Kollegen aufschwingen, abzuwehren, ohne dem „kollegialischen Verhältnisse“ zu schaden! Trotzdem will ich gern anerkennen, daß ich unter den Lehrern auch sehr angenehme Menschen gefunden habe.

Obgleich ich das Glück gehabt habe, gute Direktoren zu haben, so sollen sich ja auch unter diesen manche Herren finden, die den Lehrerinnen nicht geneigt sind. Jedenfalls kann der Direktor sehr viel tun, einem das Leben zu erschweren oder zu erleichtern, da man sehr abhängig von ihm ist. Er macht die offiziellen Berichte, er erteilt kürzern Urlaub (zu Hochzeitsfesten usw.), er muß einen längern Studien- oder Erholungsurlaub befürworten, er verteilt Klassen und Stunden usw. Kurz ich weiß es nicht genug zu schätzen, mit meinen Vorgesetzten noch keine unangenehmen Erfahrungen gemacht zu haben; gelegentliche Zusammenstöße waren unbeträchtlicher Art. Aber ich kenne eine Lehrerin, die ihr Direktor dermaßen behandelt hat, daß sie sechs Monate lang eine Nervenanstalt aufsuchen mußte, soweit hatte sie der tägliche Ärger gebracht.

Trotz meinen guten Erfahrungen halte ich es für wünschenswert, daß der Direktor ein akademisch gebildeter Mann ist, und nicht wie bisher ein seminaristisch vorgebildeter. Denn ab und zu macht es sich doch bemerkbar, daß die Direktoren mehr Verständnis und Liebe für die Lehrer, ihre frühern Kollegen haben, als für die Lehrerinnen. Vielleicht wäre es auch gut, wenn dem Direktor gleichberechtigt eine ältere Lehrerin zur Seite stünde, denn in vielen Fällen, gerade in der Volksschule, ist es angenehmer als Frau mit einer Frau zu verhandeln als mit einem Manne.

Zum Schluß möchte ich den Beruf der Volksschullehrerin mit dem der Diakonissin vergleichen. Wie nicht jede Frau zur Diakonissin geeignet ist, und sei sie auch die vorzüglichste Krankenpflegerin, so ist auch nicht jede Lehrerin an der Volksschule an ihrem Plage. Ich möchte sagen, gerade die tüchtigsten „Pflegerinnen“ finden sich nicht unter den Diakonissinnen, denn denen ist es ja auch nach ihren eignen Ausprüchen nicht allein um das körperliche Pflegen, sondern auch um das seelsorgerische zu tun. Wer hauptsächlich „Pflegerin“ sein will, der wird sich keinen Diakonissenverband aussuchen. Ebenso ist es auch unter den Lehrerinnen. Wem es hauptsächlich um das Lehren zu tun

ist, der soll nicht an die Volksschule gehn. Denn die eigentliche Lehrtätigkeit muß hinter der sozialen Hilfsarbeit zurückstehn. Hier wie dort aber ist große Selbstentäußerung, Liebe zu den Schwachen und Kranken, auch in seelischer Beziehung, nötig. Hier wie dort bietet sich viele äußere und innerliche Verkommenheit, hier wie dort muß oft ein starkes Ekelgefühl unterdrückt werden. Die Gemeindediakonissin und die Volksschullehrerin, sie sehen das Elend an der Quelle. Und mich wundert nur, daß diese beiden nicht längst Hand in Hand arbeiten! Ein Diakonissinnengesicht zeigt ja fast immer den friedlich heitern Zug, ein Volksschullehrerinnengesicht wird ihn wohl schwerer bekommen, aber wehe der Volksschullehrerin, die nicht versteht, sich den Humor zu bewahren. Ich meine nicht nur das Wort in der Bedeutung, wie wir es so oft im Deutschen auffassen, sondern ich möchte sagen „Humor im Dickensschen Sinne.“ Denn der Beruf der Volksschullehrerin bietet vieles an Schwerem, Trübem, Unangenehmem, Ärgerlichem. Es gehört viel Überwindung dazu, ehe man sich an das Arbeiten mit den Ärmsten im Volke gewöhnt hat. Aber der Beruf verlangt vor allem auch eine feste Gesundheit, einen starken Willen und ein warmes Herz, ohne diese drei Dinge kann man ihn nicht ausfüllen. Große Geistesgaben verlangt man weder von einer Diakonissin noch von einer Volksschullehrerin. Ja vielleicht sind sie bei beiden vom Übel, denn sie bringen etwas Unruhiges in die Persönlichkeit hinein und verhindern das gänzliche Aufgehn der Persönlichkeit in dem Beruf oder vielmehr die gänzliche Hingebung der Persönlichkeit an ihn. Wem geistige Arbeit, wissenschaftliche Fortbildung Bedürfnis ist, der wähle diese Berufe nicht. Auch die nicht, die viel von innerlicher oder körperlicher Kraft an die Familie abgeben müssen, denn sie werden sonst der doppelten Last erliegen. Kein evangelischer Verband löst seine Schwestern mehr von der Häuslichkeit, dem Elternhause ab, wie der der Diakonissin, kein Unterrichten stellt so hohe Anforderungen an die Kräfte der Lehrerinnen als das an der Volksschule. Da kann niemand ohne schweren Schaden zweien Herren dienen. Entweder Schule oder Haus, beides zusammen ist unmöglich. Damit nehme ich auch zugleich Stellung zu der Frage von der „verheirateten Lehrerin,“ die auf dem Berliner Internationalen Frauenkongreß angeschnitten worden ist. Meiner Erfahrung nach ist es ein Unding, Lehrerin und Hausfrau und Mutter zugleich sein zu wollen.

Gerade von den doppelten Lasten, den doppelten Sorgen, bei dem niedern Gehalt, rühren die ungünstigen Beobachtungen her, die Professor Zimmer über den Gesundheitszustand der Lehrerinnen gemacht hat. Denn noch bietet man ganz ungesetzmäßig den Lehrerinnen einen niedrigeren Wohnungszuschuß als den Lehrern; meint man, daß die junge Lehrerin billiger wohnen könne als ein unverheirateter junger Lehrer? Man bedenke, was tausend Mark Anfangsgehalt in einer Großstadt sagen wollen! Und doch bringen es viele Lehrerinnen fertig, davon Mutter und Geschwister zu unterstützen. Ich kenne manchen Offizier im Heere, der nur darum des Königs Rock tragen kann, weil seine Schwester Lehrerin ist. Darum überarbeiten sich die meisten Lehrerinnen mit Privatstunden, weil sie sonst nicht das Nötigste hätten. Man lasse sich nicht durch die „Reisen“ der Lehrerinnen täuschen. Wohl reisen sie verhältnismäßig mehr als die Frauen,

die ebensoviel oder höhere Zinsen haben, als ihr Gehalt beträgt. Aber die berufslosen Frauen haben so viele Bedürfnisse, von denen die Lehrerin nichts weiß. Auf Theater, Konzerte, Bälle usw. hat gleich mir manche Lehrerin verzichten müssen, weil der Körper die damit verbundenen Anstrengungen neben der Schule nicht mehr aushält. Niemand reist auch so billig wie die Lehrerin, denn ihr allein stehn die Lehrerinnenheime offen (ich habe zum Beispiel in Dresden für 1,60 Mark gewohnt und gegessen); sie sucht die Damenbahnhofsheime im In- und im Auslande auf, sie findet fast in allen Bädern Ermäßigung auf ihre Mitgliedskarte vom Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein, sie rechnet mit Pfennigen, wo andre an die Mark denken. Sie reist, weil es einfach Lebensfrage für sie ist, weil sie andre Eindrücke bekommen muß, wenn sie die Elastizität für den Beruf behalten soll. Aber die Lehrerinnen, die nicht bei ihrer Familie wohnen können, sondern einen eignen Haushalt führen müssen, die haben in den ersten zehn Dienstjahren gerade so viel, daß sie sich sattessen können, für die fällt alles das, was das Leben schmückt, weg. Mir sagte eine sehr praktische Lehrerin einmal — um ein drastisches Beispiel zu erwähnen: „Ja, Schinken kann ich mir natürlich nicht leisten, das ist Luxus!“

Die Sorge für das Alter und die Geldfrage, außer innerlichen Gründen, hat neuerdings eine neue Schwesternfrage gezeitigt. Es können sich eben nicht mehr alle Schwestern erlauben, Diakonissin zu werden, trotzdem daß sie als solche vielleicht am besten auf ihrem Platze wären. Auch bei den Lehrerinnen sind es dieselben Fragen, die der Volksschule manche ausgezeichnete Kraft nehmen. Denn wenn man nach Opferung einiger tausend Mark und nach Ablegung des Examens pro facultate docendi das Doppelte, ja das Dreifache des jetzigen Gehalts bekommen kann, so ist das nicht zu unterschätzen. Wer ganz sein eignes Leben leben kann, wer imstande ist, sich ganz frei vom Familiendienst zu machen, der wird als Volksschullehrerin im idealsten Sinne das sein können, was die Diakonissin, die Gemeindegemeinschaft unter den Schwestern ist. Hier wie dort kann der Beruf, im weitesten Sinne genommen, das ganze Leben ausfüllen.



Die Lommatscher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)



Der dritte und in gewissem Sinne wichtigste Punkt für die Schleinitzer Erinnerungen ist das den Namen des Geschlechts tragende alte Wasserschloß. Wir haben es, während sich unsre Gedanken in den weiten Gefilden der Schleinitzischen Geschichtsgeschichte ergingen, längst erreicht und verweilen nun ein wenig bei dem denkwürdigen Bau. Das Verhängnis hat es gewollt, daß gerade das Schloß Schleinitz zu den Besitzungen der Familie gehörte, die ihr am frühesten entrisen wurden: schon 1607, nach dem Tode Abrahams von Schleinitz (gestorben 1594), ging das Schloß an dessen

Grenzboten I 1905

73